

Four Days
Until

Forever

© 2025 J. M. Summer
Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Buch ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Wiedergabe, auch auszugsweise, ist ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Autors unzulässig.

Satz und Gestaltung: J. M. Summer
Erstellt mit Adobe InDesign
Veröffentlicht über Amazon Kindle Direct Publishing
1. Auflage, 2025

Hinweis: Dieses Buch wurde mit größtmöglicher Sorgfalt erstellt. Für Druckfehler oder inhaltliche Irrtümer wird keine Haftung übernommen.

Jacqueline Lukovnjak
jmsummer_icloud.com

ISBN: 9798297268043

„WIR LEBEN ZWEIMAL.
EINMAL IN DER ERINNERUNG
DERER, DIE UNS LIEBEN.“

Carlos Ruiz Zafón



Kapitel 1

(Fast) tot und mittendrin

Heute waren es genau drei Wochen her, seit sich mein Leben komplett verändert hat. Und doch hatte sich in den vergangenen drei Wochen so gut wie nichts geändert.

Wie das möglich war? Wie gerne hätte ich darauf eine Antwort gehabt. Doch wie sollte man Antworten bekommen, wenn man sich mit keinem unterhalten konnte? Nicht einmal sehen konnte man mich. Egal, wie oft ich versuchte, mich bemerkbar zu machen, es war aussichtslos. Die Menschen ignorierten mich, liefen durch mich hindurch – ein wirklich erschreckendes Gefühl – und nahmen mich trotz meiner Bemühungen nicht zur Kenntnis.

Sogar meine eigene Mutter, die seit diesem verhängnisvollen Tag an meinem Bett saß und wartete, dass ich aufwachte, wusste nicht, dass ich die ganze Zeit über neben ihr gewesen war.

Wie das geschehen konnte? Immerhin darauf hatte ich eine Antwort.

Tja, es ist so, dass ich vor drei Wochen einen Autounfall hatte. Wie es dazu kam? Daran erinnere ich mich nicht. Das Einzige, was mir geblieben war, war das Bild meines Körpers, wie er reglos am Boden lag. Und ich daneben, gezwungen zuzusehen, wie man mich erst versorgte und schließlich in den Krankenwagen hob. Neben all dem Chaos stand die Autofahrerin. Blass, mit weit aufgerissenen Augen und zitternden Lippen.

Immer wieder murmelte sie dasselbe, als könne sie es selbst nicht glauben: „Er ist mir einfach vor das Auto gelaufen.“

Seit jenem Zeitpunkt lag ich im Koma.

Die Ärzte konnten sich nicht erklären, weshalb ich nicht aufwachen wollte, denn meine Wunden waren so gut wie geheilt. Mein Gehirn hatte keinen Schaden genommen und doch reagierte ich nicht auf die Anstrengungen der Ärzte.

Ich selbst hatte so einiges versucht – in der Hoffnung, dass irgendetwas davon helfen würde.

Ich hatte gebetet, gefleht, erfundene Rituale abgehalten, sogar Lieder gesungen, die ich mir aus dem Stegreif zusammenreimte – einfach, weil ich nicht wusste, was sonst zu tun war.

Doch nichts geschah.

Kein Zeichen. Kein Licht. Kein Flüstern aus dem Jenseits.

Irgendwann hatte ich nur noch gehofft, dass das Universum mir wenigstens einen kleinen Hinweis schicken würde – ein weißes Licht, eine klare Richtung, zur Not auch den Sensenmann mit einem „Hier lang“-Schild.

Aber nichts davon kam.

Seitdem wartete ich. Und wartete.

Ich blickte zu meiner Mutter, die seit Wochen kaum von meiner Seite gewichen war. Wie jeden Nachmittag saß sie am Tisch zwischen dem Bett und Fenster und starrte ins Leere.

Sie war eine wunderschöne Frau, die das Leben liebte und die Gabe hatte, das Gute in jeder Situation zu sehen.

Doch seit sie hier in diesem Zimmer bei mir war, hatte ich sie kein einziges Mal mehr lächeln gesehen. Ihre rosa Wangen waren verschwunden und von Blässe überzogen und ihre langen schwarzen Haare, die sie so sehr vergötterte, waren unordentlich in einen Zopf geflochten. Sogar ihre sonst strahlenden grünen Augen waren matt und rot. Sie weinte sehr viel, auch wenn es die letzten Tage etwas weniger geworden war. Außerdem hatte sie sehr viel Gewicht verloren, denn sie hatte aufgehört, regelmäßig zu essen.

Es brach mir das Herz sie so zu sehen, doch egal, was ich versuchte, ich konnte nichts daran ändern. Denn sie hörte und sah mich einfach nicht. Niemand tat es.

Leise klopfte es an der Türe und mein Herz begann, aufgeregt zu schlagen. Ich wusste, wer dahinter stand, ohne es sehen zu müssen. Wie beinahe jeden Tag kam er um diese Uhrzeit, um mich und meine Mutter zu besuchen. Und wie jeden Tag bekam ich dabei Schweißhände, aufgeregtes Herzklopfen und ein wildes Kribbeln im Bauch.

Die Türe öffnete sich und das Erste, was ich sah, war ein kleiner Körper, rosarote Haare und eine Haarspange in Form einer Sonnenblume, die seitlich am Kopf befestigt war.

Durch die Türe trat Lucy, die es alleine durch ihre Anwesenheit schaffte, die Traurigkeit im Raum etwas abzdämpfen. Auch meine Mutter konnte sich davon nicht entziehen. Ihr Lächeln kehrte zwar nicht zurück, aber ihre Züge wirkten augenblicklich entspannter und auch die Last, die sie seit Wochen mit sich trug, schien nur noch halb so schwer zu sein, als sie auf meine Kindheitsfreundin blickte.

Lucy und ich kannten uns, seit wir im Sandkasten gemeinsam Burgen gebaut und uns mit matschigen Händen die Welt erklärt hatten. Wir waren Nachbarn gewesen – und von Anfang an unzertrennlich.

Kein Schulwechsel, keine neue Stadt, nicht einmal die Uni hatte es geschafft, uns auseinanderzubringen. Im Gegenteil: Auch jetzt studierten wir gemeinsam Psychologie, saßen nebeneinander in den Vorlesungen und teilten uns denselben Kuchen am Campus.

Lucys Familie war längst zu meiner eigenen geworden. Und Lucy selbst – sie war für meine Mutter wie eine Tochter.

Vor meinem Unfall hatten wir uns fast täglich gesehen – ein kurzer Abstecher nach der Uni, ein gemeinsames Abendessen, ein Serienmarathon auf ihrer Couch. Doch seitdem war es anders. Jetzt begegnete ich ihr nur noch hier, in diesem Kranken-

zimmer.

Es fühlte sich falsch an, sie in ihrer Wohnung zu besuchen – zumindest nicht noch einmal. Wie sollte ich ihr erklären, dass ich dort gewesen war, ohne dass sie es auch nur ansatzweise bemerkt hatte?

Lucy war zwar klein und zierlich, aber wer sie kannte, wusste: Wenn sie wollte, konnte sie einem im Affekt die Unterhose bis zu den Ohren ziehen – und das war keine leere Drohung. Der bloße Gedanke daran ließ mich erschauern.

„Ihr seid wieder da“, hörte ich meine Mutter sagen, doch was und ob Lucy darauf antwortete, wusste ich nicht. Denn meine Kindheitsfreundin war nicht alleine gekommen.

Hinter ihr stand Ben.

Ben war vor einigen Jahren mit seiner Familie von New York nach London gezogen. Seine offene, unkomplizierte Art machte es ihm leicht, Anschluss zu finden. Schon am ersten Tag wurde er von unseren Klassenkameraden umringt – alle wollten wissen, wer der Neue war, woher er kam, was er mochte. Besonders die Mädchen schienen schnell Gefallen an ihm zu finden – verständlich, denn Ben sah aus, als wäre er aus einer dieser perfekten Teenie-Serien entsprungen.

Er wirkte fast ein wenig exotisch. Seine Mutter war Chinesin, sein Vater Amerikaner, und Ben hatte das Beste von beiden geerbt: strahlend blaue Augen, glatte, reine Haut, dichtes, kohlrabenschwarzes Haar und eine überdurchschnittliche Größe, die in Kombination mit seiner sportlichen Figur fast schon unver schämt war. Natürlich war er auch noch gut in Sport – wie sollte es anders sein? Und auch wenn ich es damals nie offen zugegeben hätte: Ich war neidisch. Vielleicht auch ein bisschen fasziniert.

Ob ich ihn anfangs verabscheute, weil er so mühelos perfekt schien, oder ob mich etwas anderes an ihm festhalten ließ – das wusste ich bis heute nicht genau. Aber eines stand fest: Seitdem er an jenem ersten Tag durch die Tür des Klassenzimmers trat, hatte ich ihn nicht mehr aus den Augen lassen können.

Trotzdem hatten wir in den ersten Wochen kaum ein Wort miteinander gewechselt. Bis es zu einem Vorfall kam, der so peinlich war, dass ich noch heute, Jahre später, rot werde, wenn ich nur daran zurückdenke.

Es war früh am Morgen gewesen, als ich den Schulhof betrat. Lucy lag mit einer Magen-Darm-Grippe flach, also hatte ich mich allein auf den Weg gemacht – was ich später bitter bereuen sollte.

Vor dem Eingang des Schulgebäudes traf ich auf Frau Evans, unsere Biolehrerin, die offenbar in einem Kampf mit der Schwerkraft steckte. Ihre Arme waren voll mit Kisten, Mappen und einer Thermoskanne - einige Dinge lagen bereits verstreut auf dem Boden. Sie wirkte sichtlich überfordert, während sie versuchte, alles wieder aufzusammeln, ohne den Rest zu verlieren.

Noch ehe ich fragen konnte, ob ich helfen sollte, drückte sie mir eine der Schachteln in die Hand und bat mich, sie ins Lehrerzimmer zu bringen. Kein Problem. Ein kleiner Umweg. Kein Drama.

Dachte ich.

Was ich nicht wusste: Der Flur vor dem Lehrerzimmer war frisch gewischt – ohne Warnschild, ohne Gnade. Ich trat auf den glänzenden Boden, machte einen halben Schritt und rutschte in einer Weise aus, die selbst einer Comicfigur Konkurrenz gemacht hätte. Das einzige, was man von mir hörte, war ein hoher, erschrockener Quietschlaut, der mir noch heute in den Ohren nachklingt. Die Schachtel flog hoch in die Luft, der Deckel fiel ab und der Inhalt verteilte sich lautstark um mich herum auf den Fußboden. Bei meinem Aufprall war mir kurz die Luft weggeblieben, weshalb es einige Sekunden gedauert hatte, bis ich wieder klar denken konnte.

„Ist alles in Ordnung?“, hörte ich jemanden fragen und sah auf.

Ben stand über mir gebeugt und streckte mir die Hand entgegen.

„Alles gut“, antwortete ich krächzend, als ich dankbar seine Hand in meine nahm und er mir aufhalf.

Im Hintergrund hörte ich Kichern und unterdrücktes Flüstern. Als ich mich umsah, standen mehrere Schüler im Flur, blieben neugierig stehen und deuteten kichernd in unsere Richtung. Einige hatten bereits ihre Handys gezückt und hielten sie auf uns gerichtet. Verwirrt sah ich zu Ben, der genauso planlos wirkte wie ich. Doch dann folgte mein Blick dem seinen nach unten – und als ich erkannte, was sich dort über den gesamten Boden verteilt hatte, klappte mir vor Schreck der Mund auf.

„Ach du Scheisse“, schoss es aus mir heraus.

Ein unverständlicher Laut, irgendwo zwischen Fluchen und ungläubigem Keuchen, kam auch aus Bens Richtung, als sein Blick ebenfalls auf das fiel, was da vor uns lag. Kein Wunder, dass wir plötzlich im Mittelpunkt standen. Ich versuchte, Haltung zu bewahren, so zu tun, als wäre nichts gewesen, aber das klappte ungefähr so gut, wie sich unsichtbar zu machen. Meine Wangen begannen zu glühen.

Um uns herum verteilt lagen Kondome in allen Farben, künstliche Penisse und Vaginas und dazu noch Broschüren sowie Bilder und Zeichnungen von weiblichen und männlichen Genitalien.

Frau Evans hatte mir die Aufklärungsschachtel für den Sexualunterricht in die Hand gedrückt, und ich hatte es tatsächlich geschafft, ihren gesamten, äußerst anschaulichen Inhalt vor der versammelten Schülerschaft zu verteilen.

Das Lachen um uns herum wurde immer lauter, doch es riss mich aus meiner Starre. Und auch Ben schien plötzlich aus seinem Schockzustand aufzuwachen. Zu meiner Überraschung jedoch war er nicht peinlich berührt davongerannt, sondern hatte sich auf den Boden fallen lassen und begonnen die Gegenstände seelenruhig einzusammeln.

Seit diesem Moment waren wir unzertrennlich.

So seltsam es auch klingt – am Ende waren es Gummipenisse

und Lehrmaterial aus dem Sexualkundeunterricht, mit denen alles zwischen uns angefangen hatte.



Geister, Gefühlschaos & ein nackter Ben

Ben schloss die Tür hinter sich und ging, wie bei jedem Besuch, augenblicklich in Richtung des Bettes, in dem mein Körper lag. Obwohl seine Priorität immer mir galt, in dem Moment, in dem er das Zimmer betrat, wusste ich nicht, was in seinem Kopf vorging. Denn in seinem Gesicht konnte ich keine Emotionen erkennen, während er auf meinen Körper hinabsah. Anders als bei Lucy und bei meiner Mutter, denen die Besorgnis und Traurigkeit ins Gesicht geschrieben standen, schien er beinahe gleichgültig. Fast so als würde es ihn nicht kümmern, mich hier so zu sehen.

„Wie geht es ihm?“

Ich schloss die Augen, als seine raue und tiefe Stimme durch das Zimmer hallte. Nur Ben schaffte es, dass sich die Gedanken und der Aufruhr in meinem Kopf kurzzeitig beruhigten und ich mich entspannen konnte. Gleichzeitig jedoch wurde das Verlangen nach meinem alten Leben immer stärker. Ich vermisste meine Freunde und Familie, vermisste es ihnen nahe zu sein, mit ihnen über Witze lachen zu können, und vermisste die Tage, die zwar nicht perfekt waren, aber die zu meinem Leben gehörten.

Ein Rascheln ließ mich aufblicken. Meine Mutter stand auf und ging zusammen mit Lucy auf die andere Seite des Bettes. Sanft strich sie mir über meine blasse Wange, während Lucy meine schmale Hand in ihre legte.

An den Anblick meines Körpers hatte ich mich längst gewöhnt. Die blauen Flecken und Kratzer waren verblasst, doch nach drei Wochen im Koma sah ich – sehr zu meinem eigenen Bedauern – alles andere als lebendig aus. Meine roten, sonst kurz geschnittenen Haare hatten an Länge gewonnen und lagen wirr auf dem Kissen. Schon vorher war ich schmal gewesen, doch nun wirkte ich fast zerbrechlich. Die Sommersprossen, die Lucy immer so an mir bewundert hatte, hoben sich nun noch deutlicher von meiner blassen Haut ab. Und trotzdem – zu meiner Erleichterung – atmete ich ohne Maschinen. Es sah aus, als würde ich einfach nur tief und fest schlafen.

„Wir können nur warten“, hörte ich meine Mutter leise sagen.

Es waren Worte, die sie bei fast jedem Besuch wiederholte – manchmal sogar mehrmals am Tag. Auch Ben und Lucy hatten sie diesen Satz schon unzählige Male sagen hören. Und doch ... dieses Mal klang es anders. Schwerer vielleicht. Oder hoffnungsloser.

Zu meiner großen Überraschung bemerkte ich eine Veränderung in Bens Gesicht. Seine Stirn legte sich in Falten, er schloss für einen Moment die Augen und seine Augen fielen auf meine reglose Hand. Im Gegensatz zu Lucy und meiner Mutter hatte er meinen Körper bisher nie berührt. Doch diesmal ... diesmal wirkte es, als kämpfte er mit dem Drang, genau das zu tun. Zögernd hob er die Hand, atmete tief durch, und ließ sie dann aber wieder sinken.

Ich hatte gar nicht gemerkt, dass ich unbewusst auf ihn zugegangen war. Aber als ich sah, wie sein Gesicht wieder in diese undurchdringliche Leere zurückglitt, blieb ich wie erstarrt stehen. Die Enttäuschung traf mich so plötzlich, dass sie mir regelrecht den Boden unter den Füßen wegzog.

„Wir haben heute Süßes von Mary und Hühnchen von Onkel Chong dabei“, durchbrach Lucy die Stille.

Verwirrt über ihren Themenwechsel sah ich zu ihr. Sie hatte ihre Hand auf die Schulter meiner Mutter gelegt, die still und

leise begonnen hatte zu weinen.

„Ben“, rief Lucy sanft, aber bestimmend.

Erst jetzt blickte er auf und seine Augen wurden groß, als er die Tränen im Gesicht meiner Mutter bemerkte.

Augenblicklich hob er den Arm mit einer Plastiktüte in der Hand.

„Onkel Chong hat auch extra Nachtschokolade eingepackt“, sagte er schnell und ging eilig um das Bett herum auf den Tisch zu.

Kopfschüttelnd sah ich dabei zu, wie er etwas steif die Tüte auspackte. Ben war schwach in der Gegenwart von weinenden Frauen, ganz besonders, wenn es sich dabei um meine Mutter handelte.

„Ich habe Mary gebeten, auch ein Stück Kuchen für Theo einzupacken. Wenn er nicht möchte, dass ich es ihm wegesse, dann wirds Zeit, dass er aufwacht. Ich denke nicht, dass er sich das entgehen lassen möchte. Es ist Schokoladenkuchen. Mit Kirschen. Und Rum. Außerdem ist Onkel Chongs Hühnchen heute extra scharf und das Kimchi ist ganz frisch. So wie Theo es am liebsten mag.“

Ich fing an zu lachen, denn das war es, was immer geschah, wenn Frauen in seiner Nähe weinten und er nervös wurde. Ben fing an zu brabbeln.

Auch Lucy und meine Mutter schienen es zu bemerken, denn ich hörte, wie Lucy leise kicherte und auch die Mundwinkel meiner Mutter zogen sich ganz leicht nach oben. Es war kein Lächeln, aber ihre Tränen verebbten.

Und dafür war ich Ben dankbar.

Mir lief das Wasser im Mund zusammen, als ich all das Essen auf dem Tisch sah. Nach drei Wochen im Koma hätte ich für einen einzigen Bissen einen Mord begangen. Doch wie es schien, hatten Geister keinen Hunger mehr – zumindest nicht im klassischen Sinne. Ich verspürte keinen Hunger, nicht wirklich. Aber die Erinnerungen an den Geschmack waren geblieben. Und mit ihnen dieses schier unstillbare Verlangen.

Mit einem Lächeln beobachtete ich meine Mutter, wie sie langsam ein paar Bissen zu sich nahm. Die leichte Röte auf ihren Wangen fühlte sich an wie ein stilles Zeichen. Als würde ein Stück von ihr zurückkehren.

Als Ben und Lucy herausgefunden hatten, dass sie aufgehört hatte, regelmäßig zu essen, hatten sie kurzerhand beschlossen, dagegen anzukochen – im wahrsten Sinne des Wortes. Es war zu ihrer persönlichen Mission geworden, meine Mutter mit den unterschiedlichsten Köstlichkeiten zu versorgen. Und sie waren nicht allein damit. Viele Menschen, die sie kannten und liebten, hatten sich ihnen angeschlossen. Mary, die warmherzige Inhaberin einer kleinen Konditorei, und Onkel Chong, der das beste chinesische Essen im Viertel machte, waren nur zwei von vielen, die dafür sorgten, dass meine Mutter nicht allein blieb.

Es tröstete mich, zu wissen, dass sie nicht vergessen wurde. Dass sich jemand um sie kümmerte, wenn ich es nicht konnte.

Lucy und Ben blieben nach dem Essen noch etwa eine Stunde und leisteten meiner Mutter Gesellschaft. Sie lachten leise, erzählten Geschichten, und versuchten, ein kleines Stück Normalität zurückzubringen. Dann verabschiedeten sie sich gemeinsam und traten den Heimweg an.

Meine Mutter blieb noch. Sie saß eine Weile schweigend an meinem Bett, hielt meine Hand, als könnte sie damit verhindern, dass ich ihr entglitt. Erst als der Abend hereinbrach, stand sie langsam auf, sammelte ihre Sachen zusammen und verließ schließlich das Krankenzimmer.

Und ich? Üblicherweise wartete ich die Nacht ab, streifte dabei durch das Krankenhaus, beobachtete das Personal bei ihrer Arbeit, aber entfernte mich nie zu weit weg von meinem Körper. Zu groß war die Angst, dass mich mein Körper zurückholen wollte und nicht konnte, weil ich mich zu weit entfernt hatte. Vielleicht war es übertrieben, vielleicht auch paranoid, aber wie sollte ich wissen, was richtig war, wenn mir jede Antwort fehlte?

Heute allerdings war es anders. Denn als ich allein im Zim-

mer saß und über den Tag nachdachte, ging mir Ben nicht aus dem Kopf. Es war das erste Mal gewesen, dass ich Emotionen in seinem Gesicht sehen konnte. Seine sonst ausdruckslose Mine hatte einen Riss bekommen und ich konnte nicht anders als unaufhörlich daran zu denken. Dabei war das Verlangen ihn zu sehen, so stark geworden, dass ich nun ... na ja ... auf einmal in seinem Zimmer stand.

Richtig gehört. Ich hatte es geschafft, mich zu ... teleportieren. War das der korrekte Ausdruck dafür? Wie auch immer man es nannte, ich war vor einer Sekunde noch im Krankenhaus gewesen und stand jetzt aber in Bens Zimmer.

Dass ich dazu in der Lage war, hatte ich nicht gewusst, denn bisher war mir das nicht gelungen. Ich musste gestehen, in den ersten Tagen nach meinem Unfall hatte ich Ben und Lucy zu Hause besucht, in der Hoffnung, sie würden mich sehen und mir helfen können. Das war offensichtlich nicht der Fall gewesen. Damals allerdings hatte ich klassisch den Bus genommen und war den Rest der Strecke zu Fuß gegangen.

Nun aber kam mir das außerordentlich lächerlich vor.

Das Plätschern von Wasser holte mich aus meinen Gedanken. Ben hatte seine eigene kleine Wohnung in der Nähe der Universität. Während Lucy und ich noch zu Hause wohnten, war Ben bereits im ersten Studiensemester ausgezogen. Und trotzdem konnte ich die Male, die ich hier gewesen war, an einer Hand abzählen. Denn bisher hatte ich es vermieden, hierher zu kommen.

Sogar in diesem Moment, sehr wohl wissend, dass Ben mich nicht sehen konnte, war der Drang zu verschwinden, stark. Doch nach dem heutigen Tag war das Verlangen, ihn zu sehen, stärker. Weshalb ich auf die Türe des Badezimmers zuging und lauschte. Ja, richtig gehört: Ich lauschte. Nein, zu lauschen war keine skurrile Vorliebe von mir.

Ich wollte nur sichergehen, dass er ... alleine war.

Das Rauschen des Wassers stoppte und es wurde ruhig. Ein Rascheln ließ mich noch näher an die Tür treten, bis ich ein lei-

ses Murmeln hörte. Oder war es ein Fluchen?

Nicht sicher, was ich gehört hatte, war ich kurz davor, durch die Tür zu treten, um mich zu vergewissern, dass alles in Ordnung war, doch zu meiner Überraschung ging die Tür auf.

Was dann passierte, war mir völlig schleierhaft. Noch ehe ich überhaupt begriff, was vor sich ging, hörte ich Ben laut aufschreien. Vor Schreck wich ich einen Schritt zurück und hob automatisch den Blick.

Ben, der eben noch kerzengerade vor mir gestanden hatte, taumelte erschrocken zurück – und stolperte. Der Badezimmer-teppich unter seinen Füßen rutschte weg, und ehe ich blinzeln konnte, landete er mit einem hörbaren „Klonk“ auf dem Boden. Dabei riss er nicht nur den Duschvorhang mit sich in die Tiefe, sondern auch ein halbes Regal voll Shampoo- und Duschgel-flaschen, die nacheinander scheppernd zu Boden polterten wie eine schlecht getimte Domino-Kette.

Der äußerst unelegante – und vermutlich ziemlich schmerz-hafte – Sturz ließ mich zusammenzucken. Instinktiv machte ich einen Schritt nach vorn, den Blick besorgt auf Ben gerichtet ... und stutzte.

Er rührte sich nicht. Saß einfach nur da – wie festgefroren, die Augen weit aufgerissen und der Mund leicht geöffnet. In seinem Gesicht lagen Schock und eine Furcht, die ich mir nicht erklären konnte.

Doch was mich am meisten irritierte: Er sah in meine Rich-tung.

Direkt.

Verwirrt drehte ich mich um. Hinter mir: nichts. Kein Ge-räusch, kein Schatten, kein Luftzug. Der Raum war leer. Als ich mich wieder zu ihm wandte, schlug mein Herz einen Takt schneller.

Denn ich war mir plötzlich sicher:

Ben sah mir in die Augen.

„Theo?“

Es war kaum mehr als ein Hauch, ein überraschtes, zittriges Flüstern, das über seine Lippen kam. Doch ich hörte es. Laut und deutlich.

Mein Herz begann zu rasen.

Ob es die Tatsache war, dass er mir direkt ins Gesicht sah, oder der Klang meines Namens in seiner Stimme – ich wusste es nicht. Vielleicht war es beides.

Aber was auch immer es war – das Gefühl war überwältigend.

Ben blinzelte mehrmals, schüttelte leicht den Kopf, als wollte er mich einfach wegdenken. Dann sah er wieder hin – kurz, prüfend, fast so, als erwarte er, dass ich gleich verschwinde.

„Wie kann das ... wie bist du ...?“ stotterte er, ohne sich auch nur einen Millimeter zu rühren.

Langsam machte ich einen Schritt auf ihn zu, doch kaum sah ich, wie sich seine Augen vor Schreck noch weiter weiteten, blieb ich augenblicklich stehen.

„Du kannst mich sehen?“

Die Unsicherheit in meiner Stimme war zum Greifen, doch noch wollte ich nicht glauben, dass mich wirklich jemand sehen konnte. Zu oft war ich den letzten Wochen enttäuscht worden.

Ben saß stocksteif am Boden und beobachtete mich. Schwer atmend ließ er seine Augen an meinem Körper mehrmals auf und ab wandern. Er wich ein Stück zurück, als könnte mehr Abstand helfen, den Gedanken klarer zu fassen. Es verging eine ganze Weile, bis er mir auf meine Frage antwortete.

„Ja ... das ... kann ich.“

Sein Ton klang vorsichtig, als müsse er jedes Wort erst im Kopf prüfen, bevor er es aussprach.

Seine Worte gingen durch mich hindurch wie süßer, flüssiger Honig. Freude stieg in mir auf und das Grinsen, das in meinem Gesicht ausbrach, war nicht mehr aufzuhalten. Wieder machte ich einen Schritt auf ihn zu.

„Du kannst mich wirklich sehen und mich auch hören?“

Dieses Mal war es nicht die Unsicherheit, die meine Frage be-

gleitete, sondern unfassbare Freude.

Und trotzdem brauchte ich nochmals die Bestätigung. Ich musste mir sicher sein, dass ich mir das nicht alles einbildete.

Bens Blick sprang zwischen meinen Augen hin und her. Was auch immer er darin las, schien ihn ein wenig zu beruhigen. Die Furcht wich langsam aus seinem Gesicht – nicht vollständig, aber genug, um seine Züge weicher werden zu lassen. Der Schock jedoch blieb. Ebenso wie die Verwirrung. Und der Unglaube.

Was man ihm kaum verübeln konnte. Es war schließlich nicht alltäglich, dass ein Geist plötzlich direkt vor einem stand.

„Wie ist das möglich? Wie kannst du hier sein? Ich war doch im Krankenhaus mit Lucy. Deine Mum hat ...“

Er brach mitten im Satz ab und dennoch wusste ich, was er sagen wollte. Meine Mutter hatte an meinem Bett geweint.

Ben schluckte und fuhr dann fort. „Wir haben gegessen, uns unterhalten und dann sind wir gegangen. Du warst noch dort, ich bin mir ganz sicher. Und gerade eben war ich in der Dusche. Habe ich mir den Kopf gestoßen? Hatte ich einen Unfall und weiß es nicht? Ist das der Grund, weshalb ich dich sehe?“

Ben fing an zu brabbeln. Währenddessen tastete er seinen Kopf nach Verletzungen ab.

An jedem anderen Tag hätte ich über Bens nervösen Wortschwall gelacht. Doch in diesem Moment wollte ich nur eines: dass er sich beruhigte.

Ich konnte mir kaum ausmalen, wie es sich anfühlte, einem Geist gegenüberzustehen ... oder in seinem Fall: gegenüberzusitzen.

Wäre ich an seiner Stelle gewesen – ich wäre wahrscheinlich schreiend davongelaufen.

Langsam ging ich auf ihn zu und kniete mich vor ihm auf den Boden. Ben blickte auf und die Hand auf seinem Kopf gefror. Eine Falte bildete sich zwischen seinen Augenbrauen, als er mir ins Gesicht blickte.

„Du hast dich nicht verletzt, Ben. Dir geht es gut und ich bin wirklich hier.“ Ich verzog das Gesicht „Na ja einen Teil von mir ist hier, der andere ist noch im Krankenhaus“, fügte ich hinzu.

Es dauerte eine Weile, bis meine Worte bei Ben ankamen, doch langsam ließ er seinen Arm wieder sinken. Den Blick nahm er jedoch nicht von mir.

„Aber ... wie? Das ist doch ... unmöglich“, flüsterte er. Seine Stimme klang brüchig, als müsste er sich selbst erst davon überzeugen, dass das hier wirklich geschah.

„Das ist ein Traum, oder?“ Er blinzelte hastig. „Ich hab mir den Schädel angeschlagen, das ist alles.“

Sein Blick flackerte zu mir, suchte nach einer Erklärung. „Bist du ... eine Halluzination?“

Dann lachte er trocken, aber ohne Humor. „Oder vielleicht ein Hologramm?“ Das letzte klang weniger überzeugt.

Ich schwieg und wartete.

Immer wieder schloss er die Augen, nur um sie kurz darauf wieder zu öffnen. Sein Blick wanderte über mein Gesicht, vorsichtig, beinahe zaghaft, als müsste er sich vergewissern, dass ich echt war.

„Du bist ... immer noch da!“, murmelte er, mehr zu sich selbst als zu mir.

Dann hob er zögerlich die Hand, als wolle er mich berühren, hielt dann aber inne. Seine Finger zitterten leicht.

„Das fühlt sich so echt an“, flüsterte er.

Ich nickte, sagte aber nichts.

Ein langer Moment verstrich und er sah mir tief in die Augen.

„Okay ... ich weiß nicht, wie – und vielleicht werde ich morgen denken, ich hätte den Verstand verloren – aber du bist hier.“

Seine Stimme hatte noch immer diesen Rest von Vorsicht, als wollte er sich nicht zu früh festlegen.

Langsam zogen sich seine Mundwinkel nach oben. „Und ich bin nicht verrückt.“ Dann verzog er das Gesicht und fügte ein leises „Oder doch?“ hinzu.

Ein Lachen kam aus meinem Mund. „Ich weiß nicht, wie so etwas möglich ist oder wieso ausgerechnet ...“

„Moment mal ...“

Die Worte ließen mich innehalten.

Bens Blick veränderte sich. Erst wirkte er überfordert, dann trat etwas anderes in seine Augen – Misstrauen. Stirnrunzelnd sah er mich an.

„Bist du ... seit deinem Unfall ... ein Geist?“

Die Frage traf mich unvorbereitet.

Ich öffnete den Mund, schloss ihn wieder, und nickte schließlich nur stumm.

Ben verengte die Augen.

„Theo“, begann er in einem Tonfall, der irgendwo zwischen Verwunderung und drohender Erkenntnis lag, „was hast du vor meiner Badezimmertür gemacht?“